



Alain Finkielkraut? Nicht islamophil, ergo ein Rassist!

Rezension und Kommentare zu A. Finkielkrauts Essay „L'identité malheureuse“ („Die unglückliche Identität“), Paris 2013

Stefan Zenklusen

Zitation: Zenklusen, Stefan (2015): Alain Finkielkraut? Nicht islamophil, ergo ein Rassist! Rezension und Kommentare zu A. Finkielkrauts Essay „L'identité malheureuse“ („Die unglückliche Identität“), Paris 2013, in: Kritiknetz - Zeitschrift für Kritische Theorie der Gesellschaft

© 2015 bei www.kritiknetz.de, Hrsg. Heinz Gess, ISSN 1866-4105

Glokalismus als Falle

„Finkielkraut erbricht die Gegenwart, weil er sie nicht versteht.“ (Les Inrocks, 6. Nov.) - „Ich mag Finkielkraut, trotz seiner reaktionären und rechten Ideen und seines Deliriums.“ (Libération, 8. Nov.) - „Was unterscheidet Ihr Buch von der Ideologie von Marine Le Pen?“ (der Journalist Aymeric Caron auf dem TV-Sender France 2) - „Alain Finkielkraut spielt mit dem Feuer. (...) Inzwischen setzt er nur noch auf die „Autochthonen“, weisse Vorhut eines obskuren Separatismus.“ (Le Monde, 24. Oktober.) - „Finkielkraut braucht Feinde. (...) Wie Alceste ist er ein Menschenfeind, der im Mittelpunkt stehen will. (Als Alt-Achtundsechziger, d. V.) rechnet er mit sich selber ab. Das ist interessant und legitim. Aber nicht auf dem Rücken einer der schwächsten Kategorien der Bevölkerung.“ (Nouvel Observateur, 26. November.)

Wenn der linksliberale Pariser Medienapparat derart auf einen Autor schießt, der sich mit der Frage der nationalen Identität und ihres Verhältnisses zur Globalisierung, zur Immigration und zur Islamisierung beschäftigt hat, ist dies ein untrügliches Zeichen dafür, dass dieser Autor einiges richtig gemacht haben muss. Und dies schreibt hier jemand, der mit dem Alter immer linker wird.

Wieso ist es längst vergebliche Mühe, bei gewissen Themen eine Zeitung wie Libération, die ein Produkt von 68 und von Sartre mitgegründet worden ist, überhaupt zu konsultieren? Weil man von vornherein bis ins Detail weiss, was dort stehen wird. Die französische Linke proklamiert die „Diversität“ und das „Zusammenleben“ (vivre-ensemble), praktiziert aber Dogmatik, und mit ihr zusammenleben möchte man auch nicht mehr.

Dass so etwas wie Pluralität demgegenüber im einst verachteten Le Figaro durchaus vorzufinden ist, hängt mit der marktwirtschaftli-

chen und islamischen Globalisierung zusammen. Es ist längst evident, wohin diese scheinbar naturgesetzlichen Vorgänge (die eine Entwicklung ist für rechte Liberalen naturgesetzlich, die andere für die Linksliberalen) Mittel- und Westeuropa hinführen wird. Und diese Entwicklung ist den Linksliberalen, die so gerne mit dem Strom der Geschichte schwimmen, kein Problem, sondern Verpflichtung.

Tatsächlich ist den Linken, die den Muslim zum Träger der Zukunft erhoben haben, das Schicksal desjenigen gewaltigen Anteils an Franzosen, die in provinziell strukturschwachen Gebieten leben und laut dem Sozialgeographen Christophe Guilluy die wirklichen Verlierer der Entwicklung seit den frühen Neunzigern sind, letztlich völlig gleichgültig.¹ Denn für die Linke haben zwei Themen Priorität, denen alles unterzuordnen ist: die Errichtung einer islamophil-multikulturellen Gesellschaft (beim Niederschreiben eines solchen Oxymorons müsste man erröten) und die Überzeugung, dass der Nationalstaat an allen Übeln dieser Welt schuldig und möglichst rasch abzuschaffen ist. Der Journalist Eric Zemmour, der da und dort auch schon als „Rechtsextremer“ gilt, scheint Recht zu bekommen, wenn er seit Jahrzehnten die These vertritt, dass der angebliche Internationalismus der Linken zuletzt immer auf den Globalismus des Marktes hinausläuft. Wer möchte, mit Blick auf Figuren wie Dominique Strauss-

¹ Vgl. C. Guilluy, *Fractures françaises*, 2010. Der sozialistische Think Tank Terra Nova (nomen est omen) drückt es in einem Richtungspapier im Hinblick auf die Präsidentschaftswahlen 2012 („Gauche: quelle majorité électorale pour 2012?“ – auf dem Web einzusehen) in aller Deutlichkeit aus: „Populäre Schichten“ seien zu vernachlässigen, da sie wirtschaftlich, kulturell und sozial „protektionistisch“ geworden seien. Dass Frankreich immer rassistischer wird, stimmt durchaus: Noch nie seit 1944 wurde eine ganze Bevölkerungsgruppe politisch, medial und wissenschaftlich derart stigmatisiert wie diese Verlierer der neoliberalen und islamischen Globalisierung (viele von ihnen sind aus den islamisch beherrschten Territorien geflüchtet).

Kahn, oder in Deutschland angesichts des Werdegangs eines Schröder, Fischer oder Cohn-Bendit widersprechen?

Es liegt auf der Hand, dass die Rechte, was solche Fragen anbelangt, weit zerstrittener ist, so dass es dann eben einen Unterschied macht, ob sich im Figaro Colbertisten oder Neoliberale, Laizisten oder Islamophile, Souveränisten oder Europhoriker, Katholiken oder Agnostiker zu Wort melden.

Zuwenig ist ins Bewusstsein gedrungen, wie stark der unreflektierte Antinationalismus von Grünen, Linken und „Liberalen“ sich weitgehend deckt mit dem Diskurs und der Praxis der Hochfinanz und der multinationalen Unternehmen. Der Glocalismus, in den Europa geführt werden soll, ist zwar als Begriff präsent, doch gerade in den tendenziell föderalistischen deutschsprachigen Ländern scheint zuwenig bedacht worden sein, welche seine Konsequenzen sind. „Think globally – act locally!“ – wer könnte schon etwas gegen diese Empfehlung haben, die die wohltuende Schwächung vertikal-hierarchischer Befehlsstrukturen suggeriert?

Demgegenüber muss auf die massiven Verluste hingewiesen werden, wenn der nationale, d. h. überregionale Horizont in die einseitige Aufspreizung ins Lokal-Globale übergeht. Im Globalismus lebt bereits diejenige Hyperbourgeoisie, deren Vertreter nicht mehr auf den Nationalstaat angewiesen sind und die von Metropole zu Metropole hoppen und im allgemeinen als Touristen leben. Die Leitkultur dieser Hyperbourgeoisie ist fast durch und durch angelsächsisch, denn im symbolisch-kulturellen Bereich ist der Begriff der Globalisierung Orwellscher Newspeak, der nichts anderes heisst als Angloamerikanisierung.

Der globalistische Teil des Glocalismus ist mithin etwas durchwegs anderes als Internationalismus. Hatte sich dieser explizit darum bemüht Sitten, Gebräuche, Geschichte

und Sprache der besuchten Länder wenigstens annähernd zu verstehen, so geht es im gegenwärtigen Globalismus nur noch darum, die angelsächsischen Patterns zu verstehen. Adorno hätte vielleicht gesagt, Globalismus sei ein Internationalismus für dumme Kerle.²

Bei der städtischen Variante des Lokalismus gehen, wenn im Sinne des postmodernen, lokalchauvinistischen Bunzelbürgers nur noch die Stadt *intra muros* (allenfalls mit einem Teil der Vorstadt) der Beachtung würdig ist, mit der überregionalen, nationalen und internationalen Komponente ganze Horizontbereiche verloren, die für ein transsoziales und überregionales Verständnis der eigenen weiteren Umgebung unerlässlich sind. Die Trennung von Stadt und Provinz nimmt zu, soziale, sprachliche, ethnische, lebensweltliche Kenntnisse nehmen ab, und es droht zunehmende Ignoranz, die sich bereits heute etwa im virulenten Sozialrassismus gegenüber der weniger globalisierungsfreundlichen Provinz entladen. Weitere Beispiele für erste Symptome dieses Hyperprovinzialismus erspare ich mir.³ Unnötig auch zu erwähnen, dass

² Dieser Entwicklung wird theoretisch oft aus dem Weg gegangen, indem gesagt wird, hier handle es sich nicht mehr um Kultur – so etwa sieht es der marxianische Wertkritiker Robert Kurz. Allein, keine Kultur gibt es nicht. Auch ist es eine Illusion, zu meinen, dieser Vereinheitlichungsprozess werde die „Ernste Kultur“ nicht affizieren. In zahllosen Ländern verfassen nicht muttersprachliche Schriftsteller ihre Bücher bereits auf Englisch und passen sich auch inhaltlich und stilistisch dem angelsächsischen Markt an. Vgl. Lothar Baier, *Was wird Literatur?*, München 2001, pp. 161ff.

Den sogenannten „cultural studies“ kommt die ideologische Aufgabe zu, solche Tendenzen der epochalen Homogenisierung als „Pluralisierung“ zu verkaufen. Vgl. Zenklusen, *Abschied von der These der „pluralsten“ aller Welten*, Berlin 2007.

³ Es ist zu bezweifeln, ob aus dem abgespaltenen urbanen Lokalismus oder aus dem abgetrennten regional(istisch)-ländlichen Lokalismus kulturell entscheidende Impulse kommen könnten. Adorno ist zwar zuzustimmen, wenn er sagt, dass das Untypische einer Nation häufig ihr Bestes ist. Aber selbst der betont antiprovinzielle Adorno war „deutsch“ bis auf die Knochen, genauso wie der kosmopolitische Sartre französisch bis auf die Knochen war. Frisch war schweizerisch bis auf die

diese postnationale Zersplitterung in Städte (bzw. Stadtstaaten) und Regionen den idealen Tummelplatz für den neofeudalen Kapitalismus bildet – sie ähnelt in gewisser Weise auch den territorial-politischen Konstellationen des späten Mittelalters.⁴

Knochen – wären seine Erfahrungen auf die Stadt Zürich und gelegentliche Ausflüge in Metropolen beschränkt gewesen, hätte er kaum etwas Nennenswertes hervorgebracht.

In Wirklichkeit sind sowohl das Land als auch die Stadt längst „vampirisiert“ worden. Dem Land sind die kulturellen Spezifitäten abhanden gekommen, was freilich mitunter auf die nationalstaatliche Standardisierung zurückzuführen ist, aber auch auf zunehmende, gesichtslose Zersiedelung. Die Städte oder Metropolen ihrerseits, einst Stätten, die zufällige Begegnungen und alltägliche Kommunikation mit Unbekannten erlaubten, leiden stark unter dem kollektivistischen Atomismus als Folge der ubiquitären Präsenz der Kommunikationstechnologien. Hinzuzufügen ist eine seit Jahrzehnten zunehmende Gentrifizierung, die die soziale Durchmischung durch die Ausbreitung einer Art postmoderner Bourgeoisie wieder rückgängig macht. Dass inzwischen jede Tätigkeit oder neue Trends mit dem englischen Prädikat „urban“ versehen werden müssen, zeigt vielleicht gerade an, dass es um die Urbanität nicht mehr so gut steht. In gewisser Weise tragikomisch ist Zürichs Entwicklung. Nach Jahrhunderten des Puritanismus hat die Stadt gegen Ende des 20. Jahrhunderts die Wonnen der Urbanität entdeckt. Etwa zeitgleich begannen aber die Preise ins Exorbitante zu steigen und haben die Urbanisierungswelle zu einem guten Grad wieder kassiert. Man bastelt keine Grosstadt aus St. Moritz, Monaco und der Wallstreet.

⁴ Mit der Abnahme der nationalstaatlichen Souveränität und des nationalen Horizonts ist die Diskussion um die Begriffe der Nation (so wie sie etwa ein Ernest Renan definierte), des Patriotismus, des Nationalismus keineswegs beendet. Da der Glocalismus m. E. eine Regression und kein Fortschritt darstellt, bleibt die Frage brennend, ob Europa diesen Schritt des horizontverengenden Hyperprovinzialismus gehen will.

Einige Punkte seien angetönt: Aus der nationalstaatlichen österreichischen Perspektive war Hitler keineswegs „Nationalist“, sondern ein Landesverräter. Aus der jugoslawischen (und das heisst: völkerrechtlich legalen) Sicht sind es nicht „Nationalisten“, die das Land zur Explosion gebracht haben, sondern ethnizistische Regionalisten (mit denen der Glocalismus keine Mühe bekundet). Auch besteht kein Zweifel daran, dass heutige Linke, Linksliberale und Kapitaleigner den korsischen Nationalismus, dem es zumindest massgeblich zu verdanken ist, dass die Küsten nicht verbaut wurden, durch und durch verdammen. Lieber ist ihnen die „Offenheit“, die die Mallorquiner an den Tag legten – mit dem

Soziologie als Islamophilie?

Doch welcher Verbrechen hat sich denn nun Finkielkraut in seinem Essay schuldig gemacht, dass er des Faschismus verdächtigt wird? In einem ersten Teil zeichnet er den Prozess nach, der, ausgelöst durch den Kopftuchstreit, 2004 zu einem Verbot des Tragens von Symbolen oder Kleidungsteilen in der Schule führte, die deutlich auf die Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft schließen lassen. Finkielkraut steht hinter diesem Entschluss. Bereits 1989, als die Debatte begann, unterschrieb er ein Manifest, in dem es hiess: „ (...) Das islamische Kopftuch zu tolerieren, heisst nicht, ein freies Wesen zu empfangen (...), sondern denjenigen Tür und Tor zu öffnen, die dem Mädchen das Genick gebrochen haben. (...) Das Recht auf Differenz (...) ist nur eine Freiheit, wenn es mit dem Recht verbunden ist, different von seiner Differenz zu sein.“⁵

Doch der Streit um die angemessene Form der Laizität in der Schule ist längst nicht ausgefochten. Finkielkraut erwähnt etwa die New York Times und Ken Livingstone, den ehemaligen Bürgermeister Londons, die das angelsächsische kommunitaristische Modell verteidigen und das Gesetz als freiheitsberaubend denunzierten.⁶ Auch die der Dissidenz entstammende polnische Zeitung Gazeta wun-

Ergebnis einer verwüsteten Küste und der Invasion von Deutschen und Briten, wobei jene die Insel mit dem Schlimmsten beglücken, was je musikalisch hervorgebracht wurde, nämlich Konservenschlager mit Gestampfe aus der Schlagzeugmaschine.

⁵ Finkielkraut, p. 25

⁶ Ohne das französische assimilatorische Konzept (das in der Schule faktisch gar nicht mehr Anwendung findet) über Gebühr verteidigen zu wollen, sei betont, dass das multikulturell-kommunitaristische angelsächsische Modell mindestens so kläglich versagt hat. Dies belegen die exorbitanten Gefangenenzahlen in den USA. Auch nach Jahrhunderten sind die Schwarzen dort noch immer nicht integriert, sondern landen bei Problemen in hoher Zahl hinter Schloss und Riegel. Vgl. Loïc Wacquant, *Elend hinter Gittern*, Konstanz 2000.

derte sich über die angeblich unwürdige Diskriminierung.

Im Gegensatz zu einer Auffassung der Schule, die eine Öffnung nach aussen in dem Sinne fordert, dass die Schule „der Gesellschaft“ gleichen solle, verteidigt Finkielkraut die Schule mit Verve als Ort, der kommunitär-religiöse, konsumistische und ökonomische Einflüsse aussen vor lässt: Die Schule stellt einen „abgegrenzten und einzigartigen, spezifischen Raum dar. Sie ist weder ein Fortsatz der Familie, noch ein Teil des öffentlichen Forums, weder ein Gestell des Kaufhauses noch eine Antenne der Regierung.“⁷ Finkielkraut ist sich völlig bewusst, dass diese Vision der Schule, die exakt der platonischen Skholè entspricht, der Vergangenheit angehört. Auch er weiss, dass er alles der „Schule der Republik“ zu verdanken hat. Zornig wird er allerdings angesichts der Tatsache, dass ausgerechnet Soziologen mitgeholfen haben, die zeitgemäss-zeitgenössische Entwicklung der Bildungsanstalten zu stützen.

In einem Kapitel, das den Geschlechterbeziehungen gewidmet ist, singt Finkielkraut das Hohelied der französischen Tradition der Galanterie, die sich insbesondere in den von Frauen geführten Salons bis zum Ersten Weltkrieg entfaltet hat. Die besondere Aufmerksamkeit, die in dem Habitus des Charmeurs und homme galant der Frau zuteil wird (erstaunlicherweise erwähnt Finkielkraut hier Kant nicht, der diesen Umgang als Bigotterie abgetan hat), ist, so Finkielkraut, die spezifisch französische Variante des Umgangs mit dem „Problem“ der sexuellen Anziehung der Frau auf den Mann. Statt die Frauen einzuschliessen oder zu verstecken, wurden sie im Gegenteil von den Männern ins Zentrum des gesellschaftlichen Geschehens gestellt. Wenn Frankreich eine derart ausgeprägte Mühe mit dem Tragen des Kopftuchs bekunde, so sei

⁷ Finkielkraut, p. 41

dies der untergründig noch immer wirksamen Galanterie zu verdanken.

Ein vielleicht etwas gewagter Gedanke, der aber zu verdeutlichen hilft, welch zivilisatorischer Schock Frankreich mit der Islamisierung der Geschlechterverhältnisse zugemutet wird. Es ist ein Paradoxon, dass die Frauen, die lange für das Recht auf das Tragen von Hosen gekämpft haben, heute vielfach Hosen tragen müssen, um keine Probleme zu kriegen. Finkielkraut zieht das Buch von Iannis Roder, eines Lehrers in der Vorstadt (Banlieue), „Tableau noir. La défaite de l'école“ (2008), heran, um den Albtraum des Mädchen- und Frauseins in islamisch dominierten Gebieten zu illustrieren. Die Auffassung, dass ein Mädchen mit Jupe eine Nutte ist, wird selbst von Mädchen geteilt. Wer kein Kopftuch trägt, sollte Hosen tragen. Aber nicht irgendwelche. Jeans und Turnschuhe können als herausfordernd empfunden werden. Angemessen sind Jogginghosen, am besten mit einer Baseballmütze. Sozioökonomische Faktoren genügen in den Augen Finkielkrauts nicht, um solche Phänomene zu erklären: „Der Schleier schützt angeblich die Schamhaftigkeit. In Wahrheit reduziert er die Beziehungen zwischen den Geschlechtern auf pornographische Weise auf das Begehren, und dieses auf einen dümmlichen und gewalttätigen Trieb.“⁸

Finkielkraut ist bekannt dafür, die Soziologen nicht zu mögen, und dies bestätigt sich auch in diesem Essay. Man wird uns aber nicht mehr einbläuen können, dass dies die Arroganz des Philosophen sei oder dass Finkielkraut Geschichtliches naturalisiere oder irgendjemand essentialisiere. Es hat damit zu tun, dass die französische Soziologie in ihren dominierenden Varianten bezüglich der Islamisierung und ihrer Konsequenzen jämmerlich versagt hat.

Ich möchte an dieser Stelle, um dies prototypisch zu exemplifizieren, eine Klammer öffnen. Vergangenes Jahr erschien das Buch „Marié à un musulman“ („Verheiratet mit einem Muslim“), geschrieben von einer Maria S., die aus Furcht vor Repressalien anonym bleibt. Am 12. 10. 2012 gab sie dem Webmagazin Atlantico ein Interview, gemeinsam mit dem Soziologen Marc Hatzfeld.

Maria S. schildert darin, was sie erlebt hat: dass sie das Schicksal einer muslimischen Frau erlebt hat und dementsprechend für Mangel an „Respekt“ bestraft worden ist; dass Sexualität in der Banlieue zugleich tabu und barbarisch ist; dass die Opfer von Gruppenvergewaltigungen schweigen; dass die vergewaltigte Frau als schuldig gilt; dass die „Gallierinnen“, die mit Jungs ins Bett gehen, als Huren gelten; dass sie als Portugiesin auch als eine solche behandelt wurde, da sie vor der Heirat mit ihrem Mann geschlafen hatte (was einmal mehr aufzeigt, dass es in erster Linie um einen Hass gegen Nichtmusliminnen und nicht um Rachegeleüste gegen die einstige Kolonialmacht geht, d. V.); dass sie sich als christliche Hure behandelt fühlte, die allenfalls durch eine Konversion gerettet werden kann; dass vergewaltigte Mädchen von anderen Mädchen verstossen statt unterstützt werden; dass selbst verheiratete Paare sich in der Öffentlichkeit nicht berühren; dass die Mädchen, die Nichtmuslime heiraten, ausgegrenzt werden; dass „Schwuler“ die schlimmste aller Beleidigungen ist, die schwer gebüsst werden muss.

Die vom Soziologen im selben Gespräch gegebenen Erläuterungen zu den Einsichten der Maria S. lassen einen sprachlos und perplex zurück. Der Umgang mit der Sexualität in islamisch dominierten Territorien? Ist ein allgemeines Problem unserer Gesellschaft, die die Sexualität tabuisiert. Es gibt generell eine Wiederkehr des Puritanismus. Es gibt eine zunehmende Tendenz in den Unterschichten

⁸ Finkielkraut, p. 79

(sic), das Leben der Frau kontrollieren zu wollen. Es muss aber betont werden, dass dies alles nichts mit dem Islam zu tun hat.

Die Stigmatisierung von Mädchen als Huren? Die Sexualität in den Banlieues ist zum Teil unter Kontrolle. Es fehlt dort auch an Orten, um eine Beziehung einzufädeln. Die sexuelle Frustration gibt es bei vielen Personen in vielen Milieus.

Die zentrale Bedeutung der Jungfräulichkeit und die Diskriminierung von Musliminnen, die einen Nichtmuslim heiraten? Es gibt einen Druck von Seiten der Ordnung des Diskurses (sic), was aber nicht unbedingt heisst, dass letzterer befolgt wird. Seit einiger Zeit gibt es integristische Diskurse von „vielen und verschiedenen religiösen Systemen“. Jedem steht es frei, ihnen zu folgen oder nicht.

Der Status der Homosexualität? Man sollte nicht verallgemeinern. In gewissen Banlieues kann es schwierig sein, sich zu seiner Homosexualität zu bekennen, aber das ist von Quartier zu Quartier verschieden.

Dieser Soziologe ist nicht Soziologe, sondern Satiriker. Er will uns sagen, dass diese Frau nicht wirklich erlebt, gesehen, gehört, erduldet, beobachtet hat, was sie erlebt, gesehen, gehört, erduldet und beobachtet hat. Dass die Schlüsse, die die Frau aus dem Ganzen gezogen hat, falsch sind. Dass jedes Beobachten, jedes Reflektieren und jedes Ziehen von Schlüssen ohne ihn, den Experten, Vulgärsoziologie ist.⁹

Diese Präntention hat er gemeinsam mit den herrschenden Fraktionen der französischen Soziologie, die sich, um niemandem weh zu

tun, in den Fragen der Islamisierung eine Strategie zurechtgelegt haben, die unhaltbar ist. Tatsächlich haben für Hatzfeld die Inhalte des Koran, der Sunna und der Hadithe, die prinzipiell bindend sind für Muslime, keinerlei handlungsanleitende Wirkkraft und somit als Inhalte keinerlei Relevanz. Das Subjekt, so muss man daraus schliessen, steht den Schriften in voller Autonomie und Souveränität gegenüber – bei den Schriften könnte es sich genauso um Märchen oder eine Bedienungsanleitung handeln. Kulturell-religiöse und ethnische Faktoren kommen in dieser Sichtweise so gut wie gar nicht vor (Soziologen wie Hugues Lagrange, die in diese Richtung forschen, werden massiv angegriffen); kontrastierend dazu wird das Verhalten des Individuums voll und ganz mit der misslichen sozioökonomischen Lage, dem schlechten Habitat und dem Rassismus erklärt. Dieses obskure Miteinander von subjektivistischer Unabhängigkeit und Autonomie (im Sinne des liberalistischen „Kein Mensch muss müssen!“) und deterministischem Objektivismus ist ein Spagat, der vollends unvertretbar ist. Es ist auch zu betonen, dass solches mit der Soziologie Bourdieus keineswegs zu vereinbaren ist – gerade er hat mit seinem Schlüsselbegriff des Habitus die Aufhebung von Subjektivismus und Objektivismus angestrebt. Zu bedauern sind diejenigen jungen Soziologen in Frankreich, die sich mit den Banlieues auseinandersetzen wollen, ohne das Denken abzulegen, und die in diese Vernebelungsmaschine geraten, in der inzwischen selbst der Propaganda- und Hetzbegriff der Islamophobie ganz selbstverständlich aufgenommen wurde.¹⁰

⁹ Diese Form von „Wissenschaft“ entspricht ziemlich exakt der von Markus Metz und Georg Seesslen beschriebenen Wirkungsweise der Blödmaschinen. Metz, Seesslen, Blödmaschinen, Frankfurt a. M. 2011

¹⁰ Rund 250 solcher „Experten“ legten unlängst dem Innenministerium einen Rapport zur Integration vor, der sämtliche Befürchtungen sprengt (der Text ist auf gouvernement.fr einzusehen; im Suchfeld „intégration“ eingeben). Aus dem Programm: Aufhebung des Begriffs „Integration“ zugunsten von „Inklusion“; „Inklusion“ bedeutet die Anerkennung und Würdigung aller „Kulturen“ (worunter

Nationale Identität als Mischbegriff

Doch zurück zu Finkielkraut. Angesichts der inneren wie ausländischen Kritiken am Verbot der Vollverschleierung auf öffentlichem Grund fragt sich der Autor: Gelten die laizistischen Prinzipien französischer Machart nur noch für Frankreich? Finkielkraut verneint. Dies wäre im Sinne der islamistischen Kräfte im Ausland, was das universalistische Credo Finkielkrauts nicht akzeptieren kann: „(...) kein Unterdrückter ist uns fremd. Wo auch immer

auch Religionen befasst sind) durch den Staat; Vervielfachung der Instanzen, die über das Recht der Immigranten wachen; erneute Reform des Geschichtsunterrichts mit Einbeziehung der Bevölkerungsmigrationen, insbesondere derjenigen, die mit dem Sklavenhandel verbunden sind (selbstverständlich ohne Erwähnung des arabischen Sklavenhandels); Devalorisierung des Französischen zugunsten von afrikanischen Sprache auf der Sekundarstufe; Aufhebung des Kopftuchverbots an den Schulen; Verschärfung der Rechtsprechung im Bereich von rassistischen Delikten (selbstredend ohne Einbeziehung des islamischen Rassismus); Einführung von Philosophie-Workshops an der Primarschule über „multiple Identität“; deutliche Aufstockung der sozialen und medizinischen Leistungen für Immigranten und Asylsuchende; Öffnung von Staatsstellen für Ausländer; Angabe eines Motivs bei Polizeikontrollen usw. usf. In diesem Orwellschen Elaborat erster Güte, das faktisch die Anerkennung der Scharia verlangt, wird exakt das, was die Islamisierung von sich aus und in sich ausschließt, nämlich das „Zusammenleben“, (vgl. hierzu als emanzipatorisch-linke Analyse und Kritik des Islam H. Krauss, Islam, Islamismus, muslimische Gegengesellschaft, Osnabrück 2008) derart inflationär zitiert und beschwört, dass die Nervosität fast physisch spürbar wird, die an den Autoren des Berichts angesichts ihres desintegrierten Landes zehrt. Ausdrucksweise und Gehalt sprechen für sich: die üblichen Parolen der islamophilen Staatssoziologie, verbunden mit einem unlesbaren, herrischen Beamtenfranzösisch und dem ressentimenthaft-kleinlichen Willen, „unkorrekte“ Wörter zu verbieten. Kraus durfte einst spotten über diejenigen, die deutsch fühlen, aber nicht können. Selbst dies ist hier nicht mehr möglich, denn die Verfasser des Papiers wollen keine Franzosen mehr sein, sondern „divers“ oder Verkörperungen des „Anderen“. Insofern ist ihnen zu verzeihen, wenn sie einfachste Kommaregeln und somit basale Denkkonstruktionen nicht beherrschen. Wofür denn, ist doch Kohärenz sicherlich ein „Konstrukt“ von Rassisten?!

er leben mag, sein Schicksal geht uns etwas an.“¹¹ Doch dies gilt in noch viel umfassenderem Sinn auf dem Territorium des eigenen Landes. Hier verteidigt die Republik nicht nur universelle Werte, sondern eine Seinsweise, eine Lebensform, eine Art der Vergesellschaftung, d. h. eine gemeinsame Identität. Doch Finkielkraut weiss, dass im Namen dieses Begriffs das Schlimmste geschehen ist – sind wir von der Wiederkehr der alten Dämonen bedroht?

Die nationale Identität Frankreichs ist für Finkielkraut ein Mischwesen. Einerseits hob die Revolution das „Blutrecht“ der Aristokratie auf und forderte, sich von der Geschichte zu emanzipieren und auf rationalistische Weise einen Neuanfang auf Grundlage einer tabula rasa zu wagen. Doch die Gleichheit der Citoyens bedurfte dennoch eines Minimums an identitärer „Substanz“ (eine Sprache, ein Territorium, eine geteilte Geschichte).

Die „identitäre“ Position (von Finkielkraut pauschal „romantisch“ genannt), die sich der egalitär-rationalistischen entgegensetzt, wird sich im Laufe des 19. Jahrhunderts verstärken. Für Edmund Burke, den prominentesten Kritiker der Revolution, waren die revolutionären Schrecken kein Zufall, sondern entsprangen der rationalistischen Hybris, der Anmassung, mit der Verwurzelung der Menschen und mit der Weisheit der Vergangenheit zu brechen.

Gegen die „romantischen“ Kritiker wendet Finkielkraut ein, dass der Bruch mit der Tradition und die permanente Selbstbefragung selber ein Teil des europäischen Erbes seien. Bereits die sokratische Was ist?-Frage und der platonische Logos brechen mit dem Mythos.

¹¹ Finkielkraut, p. 81

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass Burke auch heute zu den engagiertesten Kritikern der EU gehören dürfte. Für Ulrich Beck hingegen besteht das Spezifische Europas darin, kosmopolitisch zu sein, gerade kein proprium mehr zu haben. Jede Definition einer Identität, einer Zugehörigkeit, schafft ein Äusseres, ein Anderes und beruht, so die Verteidiger eines „substanzlosen“ Europas, auf Exklusionen, auf Operationen, die einst in Auschwitz gipfelten. Auch für Beck bildet die Erinnerung an die Shoa ein Fundament für den anzupeilenden Kosmopolitismus. Europa wäre also ein Gebilde, das auch keine postnationale Identität kennt und demnach keine fixierten Grenzen. Es wäre demnach anmassend, sich zu fragen, ob die Türkei zu Europa gehört, denn „(...) Europa selbst gehört nicht mehr zu Europa.“¹²

Nebst den Dämonen der Identität, die es nicht mehr zu wecken gilt, gibt es aber auch die Dämonen des Universalismus. Mit den besten Absichten und progressiven Überzeugungen sind es in Frankreich gerade Sozialisten, die die Zivilisierung „wilder“ Völker im Rahmen der Kolonisierung guthiessen. Dieser Glaube an die Überlegenheit europäischer Werte ist längst erschüttert. Denker wie Beck, Vattimo, Alain Renaut oder Badiou fordern, Europa müsse vom Universalismus zur radikalen Öffnung und Gastfreundschaft schreiten.

Der Xenophobie begegnen diese Philosophen, so Finkielkraut, mit der vom konservativen Denker Roger Scruton so benannten Einstellung der Oikophobie: Verachtung der eigenen Herkunft, Geschichte und Kultur. Die EU macht es vor: 2011 liess sie in den Schulen Agenden verteilen, in denen alle religiösen Feste verzeichnet waren, ausser der christlichen Feiertage...

2009 wurde Finkielkraut in der Primarschule, die er als Kind besuchte, Zeuge eines weiteren Phänomens dieser xenophilen Oikophobie. Im Gang hing dort eine Weltkarte, versehen mit Fotos von Schülern und der Legende: „Ich bin stolz, aus ... zu stammen.“ Die Abstammung der einen wird gefeiert, sie werden dazu angehalten, ihre Differenz und ihre Herkunft zu glorifizieren, wohingegen die Verwurzelung der anderen als provinziell und suspekt gilt und jeder genealogische Stolz als reaktionär: „Was das Innen vom Aussen trennt, wird dekonstruiert (...). Was das Aussen vom Innen unterscheidet, erhält Applaus.“¹³ Vor dem Hintergrund dieser regelrechten Anbetung des „Anderen“ wird denn auch verständlich, dass das Kollektiv gegen die Islamophobie, das die systematische Hetze gegen alle organisiert, die den Islam nicht als friedlich und tolerant betrachten, in seiner Werbung verkünden kann: „Die Nation, das sind wir.“ Zu Recht moniert Finkielkraut die Einseitigkeit solcher „Dekonstruktion“. Ginge es nach ihr, gäbe es keinen Grund für Tick, Trick und Track oder für japanische Schneeffaffen, ebenfalls zu deklarieren: „Die Nation, das sind wir.“

Finkielkraut behandelt im Folgenden die Entwicklung der französischen Schule und erwähnt einen Rapport, der 2005 von mehreren Inspektoren des Schulwesens redigiert wurde. Darin wird beispielsweise gemeldet, dass die Autoren der Aufklärung schlecht angesehen seien. Muslimische Schüler würden den Unterricht ignorieren oder den Klassenraum verlassen, weil die Aufklärung sich schlecht mit dem Islam vertrage. Molières Tartuffe ist ebenfalls unbeliebt – es käme bis zur Störung von Aufführungen. Madame Bovary wird als zu frauenrechtlerisch gesehen. In gewissen Quartieren würden Erwachsene den Kindern beibringen, was in der Schule halal und haram ist. Fast unmöglich sei der Geschichts-

¹² Finkielkraut, p. 98

¹³ Finkielkraut, p. 116

terricht geworden, darunter vor allem religiöse Themen, die Behandlung des Nahostkonflikts oder der Zweite Weltkrieg.¹⁴ Die Lehrerschaft hat wahrscheinlich nicht erwartet, dass ihr Beruf in gewissen Gebieten zu einem „Kampfsport“ wird, wie sich ein Lehrer ausdrückte, nachdem er wegen seines Unterrichts über Religionen von einem marokkanischen Schüler verprügelt worden war.

Diese Entwicklung parallelisiert Finkielkraut mit der sozialgeographischen Entwicklung Frankreichs. Einst lebte die autochthone und assimilierte Arbeiterschaft und der untere Mittelstand in den „quartiers populaires“. Durch die Ersetzung der Arbeits- durch die familiäre Immigration haben die französischen Unterschichten ihren Status als „Referenz“ verloren und sind in periurbane Gebiete oder aufs Land ausgewichen. Sind sie im Laufe der Jahre „rassistisch“ geworden, wie das ihnen der Pariser Medienapparat täglich vorwirft? Nein, antwortet Finkielkraut. Nicht sie hätten sich verändert, sondern ihre Umgebung: „Haben sie Angst vor den Ausländern? Verschlüssen sie sich dem Anderen?“

¹⁴ Schadenfreudige Beobachter lassen es sich nicht nehmen, darauf hinzuweisen, dass die notorisch islamophile und propalästinensische Lehrerschaft hier sozusagen auf ihresgleichen trifft.

Finkielkraut geht es im übrigen keinesfalls darum, in der Schule den Nationalroman wiederauferstehen zu lassen. Doch die Streichung ganzer Episoden der französischen Geschichte zugunsten des angeblich enormen Einflusses des Islam und der permanenten Versicherung, Frankreich sei ein rein prozessuales und „vermischtes“ (métissé) Gebilde, ist mehr als diskutabel. Kein Zweifel, dass das Ergebnis solchen Unterrichtens Dividuen sind, noch weltlosere (Lukács) Subjekte des warenwirtschaftlichen Produzierens und Konsumierens (und zudem anfälliger für den islamophilen Faschismus). – „Das Spektakel, als gegenwärtige gesellschaftliche Organisation der Lähmung von Geschichte und Gedächtnis, des Verzichts auf die Geschichte (...), ist das falsche Bewusstsein der Zeit.“ Guy Debord, Die Gesellschaft des Spektakels, Berlin 1996, p. 139

Nein – sie fühlen sich fremd auf ihrem eigenen Boden.“¹⁵

Dass sich die Reichen von den Armen fernhalten, ist ein altes Phänomen. Erstmals sind es nun die Armen, die sich voneinander entfremden. Und dadurch sind sie vom rechten Weg abgekommen, die die Linke für sie vorgesehen hat. Die Linke reagiert darauf so, wie es Brecht vorausgesehen hat: Sie ersetzen das Volk durch ein anderes. Und um bei der voluntaristischen Absetzung ihres einstigen Wahlvolks ein gutes Gewissen zu haben, imaginiert die Linke die scheusslichsten Eigenschaften, um es in die rechtsextreme Ecke zu stellen: ängstlich, verschlossen, auf sich selbst zurückgezogen, nostalgisch, protektionistisch, fortschrittsfeindlich, reaktionär soll es sein.¹⁶

Doch die Teile des medialen, politischen und wissenschaftlichen Establishments, die dieses Feindbild konstruiert haben, verhalten sich selber meist höchst „partikularistisch“. Sie wählen ihren Wohnort und die Schule ihrer Kinder sehr gut aus – möglichst wenige arme Immigranten soll es dort haben. Sie predigen, so Finkielkraut, die Abschaffung der Grenzen und bauen ihre eigenen auf. Sie befürworten die soziale Durchmischung und bleiben untereinander: „Das Andere, das Andere – sie wiederholen unermüdlich ihr Lieblingswort, doch sie huldigen dem Exotismus im abgeschotteten Zuhause.“¹⁷

¹⁵ Finkielkraut, p. 124. Bekanntlich ist für Heitmeyer bereits dieses Gefühl der Fremdheit ein Marker für Rassismus und Islamophobie. Vgl. Leibold / Kühnel, Islamophobie. Differenzierung tut not, in: Heitmeyer, Deutsche Zustände IV, Frankfurt a. M. 2006, p. 142.

¹⁶ Es ist kein Zufall, dass dies auch die Vorwürfe der Vertreter des Neoliberalismus an die Bevölkerung sind.

¹⁷ Finkielkraut, p. 126

Lévi-Strauss: ein Identitärer?

Ein zentrales Kapitel in Finkielkrauts Essay behandelt die Frage des Rassismus bzw. Antirassismus, wobei der Autor sich an Lévi-Strauss orientiert. Der Ethnologe schrieb im Jahre 1952 für die UNESCO den epochemachenden Text über „Rasse und Geschichte“, in dem er den Ethnozentrismus und das europäische Gefühl der Überlegenheit anprangerte. Es war eine Apologie für die Vielfalt der Lebens- und Gesellschaftsformen.

20 Jahre später sollte Lévi-Strauss vor der UNESCO den Vortrag „Rasse und Kultur“ halten, der einen Skandal auslöste. Darin moniert er, dass das Phänomen des Rassismus zu vereinfachend erklärt und angegangen werde. Er legt vier Kennzeichen des Rassismus vor: Er behauptet einen Zusammenhang von Intelligenz und genetischer Ausstattung; diese genetische Ausstattung ist bei allen Mitgliedern bestimmter menschlicher Gruppen die selbe; die „Rassen“ genannten Gruppen können hierarchisiert werden; den als überlegen betrachteten Rassen ist es erlaubt, die inferioren Rassen zu dominieren oder gar auszulöschen. Lévi-Strauss schränkt aber das Stigma des Rassismus deutlich ein und treibt den heutigen Erfindern des „Kulturalismus“ die Schamesröte ins Gesicht: „Man kann aber die Einstellung von Individuen oder Gruppen, die ihre Treue zu bestimmten Werten für andere teilweise oder vollkommen unempfänglich macht, nicht in dieselbe Rubrik einordnen oder sie demselben Vorurteil zur Last legen. Es ist durchaus nicht sträflich, eine bestimmte Art, zu leben und zu denken, über alle anderen zu stellen und sich von denen oder jenen wenig angezogen zu fühlen, deren Lebensweise, an sich achtbar, sich weitge-

hend von der entfernt, von der man durch Tradition verhaftet ist.“¹⁸

Lévi-Strauss bildet hier die Basis für das Recht auf Indifferenz, das innerhalb der Diskussion um die angebliche „Diversität“ und die Ansprüche auf das Recht auf Differenz gewöhnlich verloren geht. Im Pseudobegriff des „Kulturalismus“ wird impliziert, dass ich jede Kultur und jede Ideologie, die sie miteinander begreift, uneingeschränkt anerkennen muss und dass ich, wenn ich Kritik anmelde, die kritisierten Eigenschaften der fraglichen Kultur unmittelbar und pauschal auch von den Trägern dieser Kultur prädiere. Dass vom Gesichtspunkt dieser Ideologie der repressiven Toleranz aus jeder Islamkritiker zum „kulturalistischen“ Rassist mutiert, liegt auf der Hand.

Man kann sich fragen, wie die Spezialisten der Kulturalismusthese ein Beispiel aus der Filmindustrie beurteilen. Es ist bekannt, dass in den USA einzig eine schmale Schicht von Intellektuellen nicht-amerikanische Filme konsumiert. Dies zeigt sich auch darin, dass selbst erfolgreiche nicht-amerikanische oder nicht-angelsächsische Filme nicht importiert und gezeigt, sondern nach Hollywood-Manier neu verfilmt werden (Remake). Offensichtlich ist der Konsument derart auf die Rezepte aus Hollywood konditioniert, dass alles „Fremde“ als störend empfunden wird.

Nun kann man diese Einstellung zweifellos provinziell, kulturell autistisch oder gar chauvinistisch nennen. Nicht aber kann man, wie uns Lévi-Strauss lehrt, diese Bevölkerung aus einem solchen Grund als rassistisch betrachten.

Neues kann, so Finkielkraut, einzig durch Aneignung und Reflexion unserer Geschichte

¹⁸ Finkielkraut, p. 131f. Lévi-Strauss, Der Blick aus der Ferne, Frankfurt a. M. 2008, p. 14

entstehen. Das Gewesene zu verachten oder zum Verschwinden zu bringen, öffnet uns nicht für die Zukunft, sondern macht uns wehrlos gegenüber dem Lauf der Dinge, und ein Neubeginn wird verunmöglicht. – „Ein gutes Gewissen zu haben, ist uns verwehrt, aber es gibt auch Grenzen des schlechten Gewissens.“¹⁹ Politische Korrektheit ist die Instrumentalisierung dieses schlechten Gewissens. Mit Tocqueville beschreibt Finkielkraut diesen ideologischen Konformismus als ein gefährliches Phänomen der Demokratie. Man denkt, wie man zu denken hat, man kann sich nicht vorstellen, dass die Wahrheit nicht von der Mehrheit repräsentiert wird: „Befreit von der Tradition und der Transzendenz, denkt der demokratische Mensch so, wie alle denken, und bildet sich ein, selbst zu denken.“²⁰

Die Vertreter der politischen Korrektheit in Frankreich lassen keine Gelegenheit aus, uns zu versichern, dass der Islam und die Immigration der letzten 30 Jahre eine Chance, ein Trumpf, ein Reichtum für das Land und das Zusammenleben sind. Die „Diversité“ soll die lange ersehnte Überwindung des provinziellen, angeblich monokulturellen, ländlichen Frankreichs sein. Doch wenn die glorifizierten fremden Kulturen und Religionen weniger glorreiche Tendenzen an den Tag legen, will niemand mehr davon etwas wissen.²¹ Tatsächlich stand der Hass von Seiten der menschlichen Inkarnationen des „Anderen“ nicht auf dem Programm: „Die (...) Übergriffe auf Lehrkräfte, Feuerwehrleute, Apotheker, Ärzte, Pfleger und als solche erkennbare Juden nehmen zu (...), und sie sollten weder verschwiegen noch mit einer Revolte der

Verdammten dieser Erde verwechselt werden.“²²

Finkielkraut beschliesst das Buch mit einigen kritischen Ausführungen zur Durchsetzung der Neuen Medien und der Entwicklung des Bildungssystems, das, statt alle zu Gebildeten zu machen, auch die potentiell Gebildeten zu Ungebildeten mache – man fühlt sich da und dort an Adornos Begriff der Halbbildung erinnert.

Fazit

Insgesamt besteht nicht der geringste Anlass, Finkielkrauts Ausführungen in die Nähe des Rechtspopulismus oder Rassismus zu rücken, es sei denn, man sei an islamophilia gravis erkrankt. Zwischen den Polen Universalismus – Partikularismus bzw. nationale / kulturelle Identität – Multikulturalität wird in unterschiedliche Richtungen sondiert und differenziert, was durchaus in einem im klassisch-dialektischen Sinn behutsamen Abwägen der jeweiligen Positionen geschieht.

Die scharfe Polemik gegen dieses Buch ist hauptsächlich auf die verkrustete, unantastbare Dogmatik der dominierenden Teile der linken und linksliberalen Medien in Frankreich zurückzuführen, wonach

¹⁹ Finkielkraut, p. 134

²⁰ Finkielkraut, p. 181

²¹ Hierzu gibt es ein Wort von Bossuet: „Dieu se rit des hommes qui chérissent les causes dont ils déplorent les effets.“ – („Gott lacht über die Menschen, die die Ursachen verehren, deren Folgen sie bedauern.“)

²² Hinzuzufügen wären homophobe Angriffe oder die Gewalt und der Rassismus gegen Weisse im Amateurfußball. Die Soziologie versucht vergeblich, all diese Phänomene sozioökonomistisch zu erklären – in Wahrheit korrelieren sie weniger mit Armut und schlechtem Habitat, aber stark mit der Präsenz des Islam. Vgl. hierzu meinen Essay „Ist der Antirassismus faschistoid geworden?“ auf dem Web. Das Beschweigen der Vorgänge ist zu einem grossen Teil staatlich und institutionell organisiert. Lehrkräfte, die sich über Probleme ethnisch-religiöser Natur beklagen, machen sich in der Hierarchie unbeliebt. Davon profitiert wiederum die islamophile Staatssoziologie, die angesichts inexister oder nicht reliabler Zahlen das Problem kleinredet.

- Immigration, ganz unabhängig von ihrer Gestalt und Quantität, eine Verbesserung im Sinne einer Pluralisierung und Erweiterung des Horizonts darstellt und zudem eine notwendige Verjüngung der Bevölkerung mit sich bringt und ein ökonomischer Katalysator ist.

- Der Nationalstaat und seine Abgrenzungen den Kern der Shoa in sich tragen und die Grundlage des zunehmenden Rassismus sind und deshalb „dekonstruiert“ werden müssen. Gleichgültig, in welchen Bereichen und in welcher historischen Konstellation: Supranationale Organisationen müssen an die Stelle des Nationalstaats treten. Die meisten Probleme sind nur noch global oder „gesamt-europäisch“ (damit ist die EU gemeint) zu lösen.

- Der Islam eine Religion wie jede andere ist und im wesentlichen friedlich, tolerant und weltoffen. Menschenrechtswidrige Lehren und Praktiken in islamischen Ländern haben nichts mit dem Islam zu tun. Wo solche Praktiken von den Gläubigen mit dem Islam begründet werden, so liegt eine Fehlinterpretation der kanonischen Schriften vor – die Gründe für diese Fehlinterpretationen müssen sozioökonomisch oder ethnisch-kulturell angegangen werden. Islam und Islamismus sind klinisch voneinander zu trennen.

- Die zunehmende Präsenz des Islam wohlthuend ist und das nationalistische und rassistische Frankreich zurückbindet.

Nachtrag

Viel Zeit ist vergangen, seit der Philosoph Jacques Derrida 1967 seine Auseinandersetzung mit Husserls Zeichentheorie („Die Stimme und das Phänomen“) publizierte. Der Terminus „Dekonstruktion“ hat eine sagen-

hafte Erfolgsgeschichte hinter sich und hält schon fast in der Alltagssprache Einzug. Philosophie, Sozialwissenschaften, postcolonial und andere studies füllen mit Dekonstruktionen ganze Bibliotheken. Im Verhältnis dazu sind die Autoren, die die Dekonstruktion „dekonstruiert“ haben, eher selten und diskret geblieben.

So ist immer wieder erstaunlich, wie wenig den Dekonstruktoren bewusst ist, in welchem Mass Derridas Denken in die Fustapfen der Metaontologie Heideggers getreten ist. Etwas elliptisch lässt sich sagen, dass Derridas Unternehmen der Dekonstruktion der Metaphysik eine weichere und nietzscheanisch angehauchte Version der Heideggerschen „Verwindung“ der Metaphysik ist. Ohne hier in die Details zu gehen, ist es noch immer überraschend, wie ähnlich Derridas Vorgehen demjenigen Heideggers ist, und dies gilt sogar für vermeintlich originäre Diagnosen wie den „Phonozentrismus“.²³

Gewisse Einseitigkeiten in der Beurteilung des okzidental Denkens übernimmt Derrida (der im übrigen mit seiner Radikalisierung des Strukturalismus auch nicht plausibel machen kann, wie Bedeutung überhaupt entstehen kann), ebenfalls von Heidegger. Weder Heidegger noch Derrida haben eine Logik des Zerfalls im Sinne der alten Frankfurter Schule betrieben: dass bei der Aufklärung über Aufklärung die Aufklärung bewahrt würde. Ein solches Unterfangen verbleibt für beide im Bereich des perhorreszierten „Logo-zentrismus“.

Heidegger hat, wie es Bourdieu ausdrückte, eine der politischen konservativen Revolution homologe Haltung im Feld der Philosophie eingenommen. Diese Stellung bleibt dem Unternehmen Derridas keineswegs äusser-

²³ Vgl. Zenklusen, Adornos Nichtidentisches und Derridas différence, Berlin 2002, pp. 72ff.

lich. Der grosse Spezialist des französischen Poststrukturalismus, Manfred Frank, hat mit Recht darauf hingewiesen, dass auch der nazismusnahe Philosoph Klages den Logozentrismus in das Zentrum seiner Kritik stellte. Von Heideggers Verwindung der Metaphysik über Derridas Dekonstruktion bis hin zu den heutigen, islamophilen Dekonstruktivismen führt ein verschlungener, aber durchaus rekonstruierbarer Weg.²⁴

²⁴ Eine Annäherung des islamistischen Vordenkers Sayyid Qutb an Heidegger bietet Philipp Lenhard, Sein zum Tode, in: Alex Gruber, Philipp Lenhard (Hg.), Gegenaufklärung, Freiburg i. Br. 2011, pp. 286ff.

